

CHUFO LLORÉNS
Das Vermächtnis des Martí Barbany



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

***Ein opulenter historischer Roman und eine bewegende Liebesgeschichte
im Barcelona des 11. Jahrhunderts.***

Martí Barbany ist gerade achtzehn geworden, als er im Jahr 1052 zum ersten Mal vor den Toren Barcelonas steht. Hier möchte er ein neues Leben beginnen. In der verheißungsvollen Stadt begegnet ihm schon nach wenigen Tagen seine große Liebe. Doch erst nach harten Bewährungsproben, gefährlichen Handelsreisen, schweren Schicksalsschlägen, aber auch großen unternehmerischen Erfolgen kann er sein Glück finden. Und er wird der Stadt ein einzigartiges Vermächtnis hinterlassen ...

Autor

Chufó Lloréns, geboren 1931 in Barcelona, ist promovierter Jurist, hatte jedoch schon immer den Wunsch zu schreiben. Er arbeitete lange am Theater und bereits sein erster Roman wurde für den renommierten Premio Planeta vorgeschlagen. Weitere historische Romane folgten. »Das Vermächtnis des Martí Barbany«, für das er jahrelang recherchierte, um das Leben im mittelalterlichen Barcelona in allen Details beschreiben zu können, wurde zu einem der meistverkauften Bücher in Spanien und ein internationaler Erfolg.

Chufó Lloréns

Das Vermächtnis
des
Martí Barbany

Roman

Aus dem Spanischen
von Ulrich Kunzmann

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel »Te daré la tierra«
bei Random House Mondadori, Barcelona.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juli 2011
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2008
by Chufo Lloréns Cervera

Copyright © 2008 by Random House Mondadori S.A., Barcelona

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009
by C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © Getty Images / Nicolas »Kipourax« Paquet

Umschlaginnenseiten: © FinePic, München

Karte (Mittelmeerraum): Peter Palm, Berlin

Karte von Barcelona: Margret Prietzsch unter Verwendung einer Vorlage
von © Fernando Sánchez Menendez, EOSGIS, S. L.

© 2008 Random House Mondadori S. A.

An · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

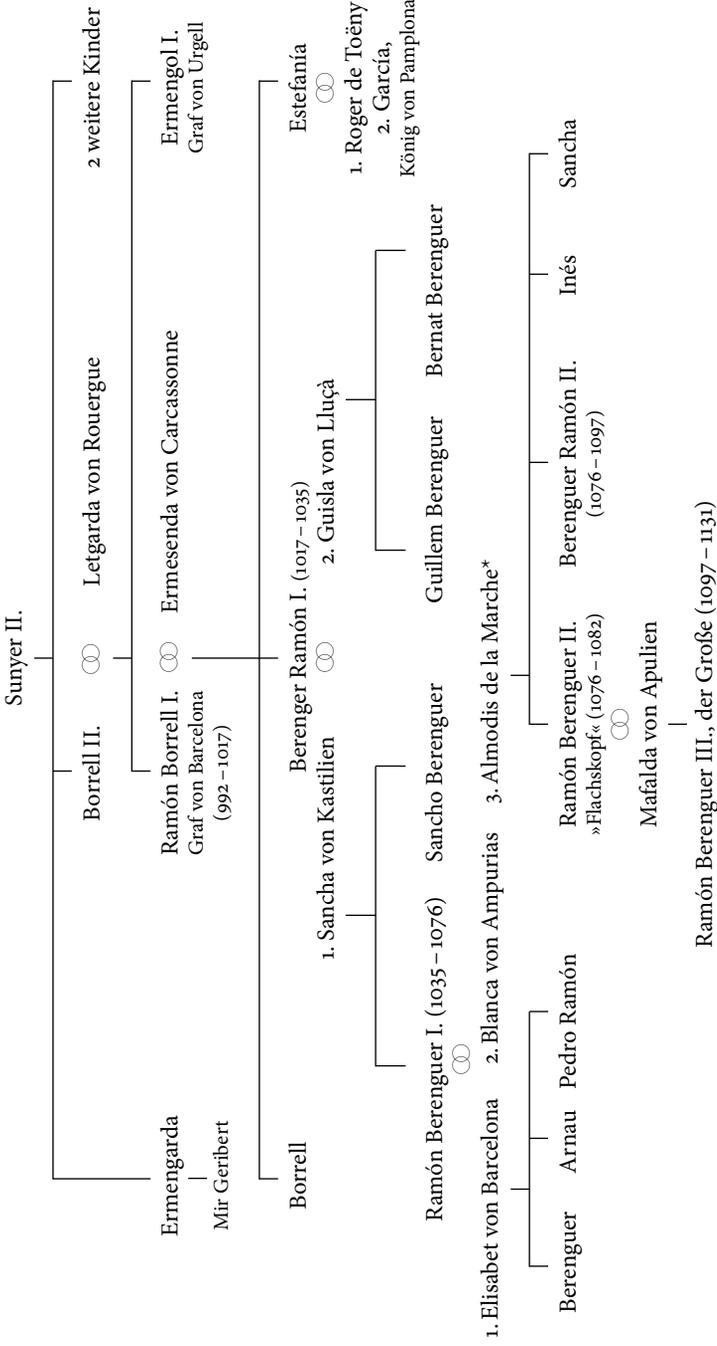
ISBN 978-3-442-47549-0

www.goldmann-verlag.de

*Meiner Frau Cristina.
Ihr verdanke ich außer dem Vorzug unseres gemeinsamen Lebens
auch den wunderbaren Beruf des Schreibens.*

*Meinen jungen Enkeln
Santi Triginer Valentí,
Nachete Valentí Mercadal
und seiner kleinen Schwester Micaela.
Sie gaben meinem Leben
neuen Elan.*

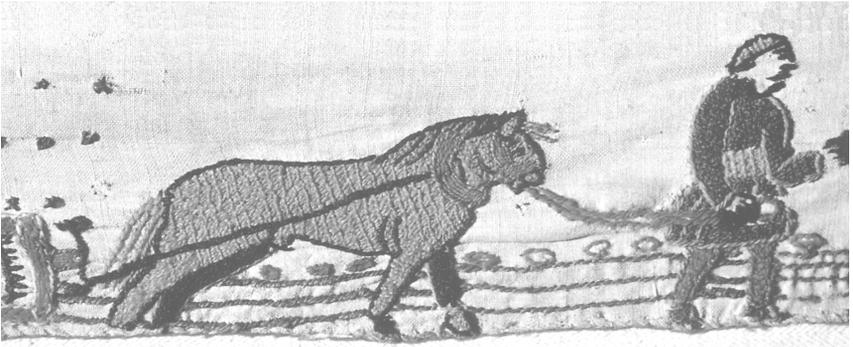
GRAFENGESCHLECHT VON BARCELONA



* Zuvor verheiratet mit Hugo dem Frommen von Lusignan und Pons von Toulouse, mit denen sie fünf Kinder hatte, darunter die Grafen von Toulouse, Guillaume IV. und Raimond IV.

ERSTER TEIL

Leidenschaft und Unschuld



Die Meute

Grafschaft Gerona, Mai 1052



Der Abend dämmerte. Eine Gruppe aus fünf grimmigen und übellaunigen Reitern galoppierte auf einem von Buchen gesäumten Pfad, der die Grafschaften Ampurias und Gerona trennte. Man sah ihnen an, dass sie keine kundigen Jäger, sondern einer der Söldnerhaufen waren, von denen es in dieser Gegend wimmelte. Sie stellten ihr Schwert bereitwillig jedem Herrn zur Verfügung, der sich einer solchen Truppe bedienen wollte, um eine Grenzmark zu überfallen oder dem Nachbargrafen ein Gut abzunehmen. Am frühen Morgen waren sie aufgebrochen. Sie wollten sich die Langeweile vertreiben und dachten, dass es viel einfacher sein müsse, einen Hirsch mit Pfeilen zu erlegen oder ein Wildschwein aufzuspießen, als einen Mitmenschen in einer Schlacht niederzumetzeln. Doch ihre Unkenntnis verriet sie: Sie kümmerten sich nicht darum, aus welcher Richtung der Wind kam, und sie konnten nicht durchs Dickicht schleichen, ohne Zweige abzubrechen oder unnötigen Lärm zu machen, und darum geriet die Jagd zu einem vollständigen Misserfolg. So kehrten sie denn erschöpft, hungrig und mürrisch nach Gerona zurück und argwöhnten, dass sich Hirsche, Wildschweine und Auerhähne im Waldesinneren über sie lustig machten.

Der Mann, der offenbar die Truppe anführte, hob plötzlich die rechte Hand, damit seine Männer ihre Pferde anhielten. Der zweite in der Reihe, ein Dickwanst mit buschigem Schnurrbart, kam zu ihm.

»Was gibt es, Wolfgang?«

Der Angesprochene zeigte nach vorn und antwortete: »Leute!«

Auf einen Wink des Anführers sprangen alle von den Pferden und liefen, ihre Tiere am Halfterstrick führend, zu Fuß weiter. Kurz darauf stieg

ihnen Rauchgeruch in die Nase. Sie machten an einer Lichtung halt und banden die Pferde an die nächsten Bäume. Dann drangen sie geduckt weiter vor, und nun bemühten sie sich sehr wohl, keinerlei Geräusch zu verursachen. Als sie zum Waldrand kamen, bot sich ihnen ein erfreulicher Anblick: Sie ahnten, dass der misslungene Jagdausflug doch noch ein glückliches Ende finden könnte. Vor ihnen erhob sich ein Bauernhof, aus dessen Schornstein Rauch aufstieg. Die Leute dort hatten alle Hände voll zu tun. Zwei Männer waren damit beschäftigt, einen stattlichen Percheron zu beschlagen. Das Tier war mit dem Zaum an einem Wandhaken festgebunden. Der Jüngere hielt das linke Hinterbein des Pferdes angewinkelt, während der Ältere, der eine Lederschürze trug, mit einem Holzhammer auf die flachen Nagelköpfe schlug, um das Eisen am Huf festzuklopfen. Rechts von ihnen trieb ein Mädchen mit einer kleinen Peitsche einen Esel an, der mit verbundenen Augen träge einen ewigen Kreis um das Schöpfrad zog. Auf dem Dreschplatz saß eine Greisin und kämmte Wolle an einem Spinnrocken, während eine andere Frau, die hochschwanger war, Weizenkörner durch ein großes Sieb schüttete, das sie im Rhythmus ihrer schaukelnden Hüften rüttelte.

Wolfgang fragte leise: »Gunter, siehst du das auch?«

»Sicher, und dabei fällt mir ein, wie wir den Tag vielleicht noch retten können. Merkst du, wie das Mädchen den Hintern schwenkt?«

»Alles zu seiner Zeit. Sag Richard, er soll herkommen.«

Gunter drehte sich um und wies mit einer kurzen Geste an, dass einer der Kumpane, die immer noch hinter ihnen kauerten, hervorkommen solle.

Als Wolfgang ihn neben sich sah, fragte er: »Hast du die Armbrust schussbereit?«

»Wie immer, Wolfgang.«

»Sieh sorgfältig hin: Kannst du von hier aus den Mann treffen, der das Pferd am Bein festhält?«

»Meinst du den jüngeren?«

»Genau den.«

»Darf ich aufstehen?«

»Ohne dass du das Dickicht verlässt und erst, wenn ich es befehle.«

Der Bursche schätzte die Entfernung mit dem Blick. Er nahm die Armbrust, und nachdem er einen Pfeil aus dem Köcher genommen hatte, legte er ihn in die Pfeilrinne und spannte die Sehne.

»Der ist so gut wie tot.«

»Von deinem Geschick habe ich nicht weniger erwartet.«

Den anderen drei raunte Wolfgang leise Befehle zu.

Der Plan war einfach, und die Überraschung sollte dabei eine entscheidende Rolle spielen. Ihr Ziel: Sie wollten Vieh und anderen Besitz rauben, und wenn sie außerdem ihrem Leib eine Freude bereiten konnten, umso besser.

Als Wolfgang feststellte, dass alle ihre Positionen eingenommen hatten, gab er das Zeichen. Der Schütze stand auf, legte die Armbrust an und drückte den Abzug. Ein gedämpftes Pfeifen zerriss die Ruhe, und zur Überraschung des älteren Mannes stürzte der jüngere zu Boden. Ein großer Blutfleck durchtränkte sein Hemd.

In aller Eile sprangen die Soldaten aus dem Dickicht hervor. Die ältere Frau ließ bestürzt den Rocken fallen. Die Schwangere rannte zu ihrem Mann, drängte sich an seine Brust und rief dem Mädchen zu: »Flieh, Maria, flieh!« Das ohrenbetäubende Gegacker der Hühner, die aufgescheucht über den Dreschplatz liefen, vereinte sich mit dem erschrockenen Blöken der Lämmer in der Schafhürde. Einer der Männer stürzte sich auf die Kleine, um sie festzuhalten, doch sie versetzte ihm mit der Peitsche, mit der sie den Esel angetrieben hatte, einen fürchterlichen Hieb ins Gesicht. Dann rannte sie zum Wald. Der dickbäuchige Riese stieß die ältere Frau beiseite, drückte dem Mann mit der Schürze die Spitze eines Dolchs an die Kehle und rief mit einer Stimme, die einen sonderbaren Akzent hatte: »Seid ruhig. Wenn ihr mitmacht, gehen wir bald, und euch geschieht nichts. Wenn nicht, bleibt euch keine Zeit, es anderen zu erzählen.« Dann wandte er sich an seinen Kumpan und setzte hinzu: »Was tun wir jetzt, Wol...?«

Der Angesprochene unterbrach ihn wütend.

»Dummkopf! Ich habe dir tausendmal gesagt, du sollst mich nicht beim Namen nennen!«

Der andere stotterte so etwas wie: »Es tut mir leid.«

Ein riesiger Hund, der die weit entfernte Einzäunung mit den trächtigen Stuten bewacht hatte, stürmte in diesem Augenblick aus dem Dickicht hervor und stürzte sich auf den Armbrustschützen. Mit seinem gewaltigen Rachen packte er dessen rechten Arm und schüttelte den Kopf hin und her, als wollte er ihm den Arm abreißen. Wolfgang näherte sich dem Hund von hinten, und mit einem entschlossenen Hieb schnitt er ihm die Kehle durch. Die Schreie des verletzten Mannes vermischten sich mit dem Geheul des Mädchens, das verzweifelt in den Armen seines Fän-

gers zappelte. Über dessen Gesicht zog sich eine dunkelviolette Strieme, die der Peitschenhieb hinterlassen hatte. Wolfgang befahl: »Die Schwangere und die Kleine in die Scheune. Schafft den Mann ins Haus, damit er euch die Stelle zeigt, wo er seine Ersparnisse versteckt. Tut ihm nicht weh, wenn es nicht sein muss. Und sperrt die Alte zusammen mit ihm ein.«

Die Gruppe trennte sich: Gunter und Richard, der Schütze – er versuchte, das Blut, das aus seinem übel zugerichteten Arm floss, mit einem Lappen zu stillen –, liefen zum Haus, während Wolfgang und die beiden übrigen Kumpane die Schwangere und das Mädchen in die Scheune schleppten. Sobald die anderen durch die Tür gekommen waren, forderten sie den Alten drohend auf, seine Ersparnisse auszuliefern.

»Ihr habt meinen Sohn umgebracht. Er war der einzige Schatz in diesem Haus. Was ihr seht, ist alles, was da ist, nehmt es mit und lasst uns in Frieden. Meine Schwiegertochter ist schwanger.«

»Verdammter Hundesohn! Hältst du uns für Ochsen? Zeig, wo du deine Ersparnisse aufbewahrst, oder du bekommst den Zorn eines Normannen zu spüren!«

»Ich sage euch noch einmal, dass ich nichts habe.«

»Du wirst schon sehen, wie du dich besinnst!«

Nach dieser Drohung zerriss Gunter das Mieder der Frau und entblößte ihr blasses Fleisch.

Der Mann, der in seinen Jugendjahren gewiss ein stämmiger Bursche gewesen war, stellte sich dem entgegen, der seine Frau misshandelt hatte, doch der Armbrustschütze streckte den Bauern nieder, indem er mit einer Hacke auf seinen Rücken einschlug. Die Frau kreischte entsetzt. Der Schütze ließ seine Wut an dem Gestürzten aus und drosch auf ihn ein, bis sich sein Kopf in eine formlose Masse verwandelt hatte.

»Verfluchte Geizhalse, lieber verliert ihr Frau und Leben, als dass ihr das Geld herausrückt.«

Der mit dem Namen Richard hielt noch den Hackenstiel in der Hand und keuchte von der Anstrengung.

»Bindet die Frau an den Stuhl, und warten wir ab, was unser Anführer entscheidet.«

»Geh nach draußen, ich will mir eine Freude machen.«

»Mit diesem Knochenhaufen?«

»Du weißt ja, wie das Sprichwort heißt: ›Ein altes Huhn gibt eine gute Brühe.‹ In Notzeiten ist es außerdem dumm, zimperlich zu sein. Ich hab schon auf schlimmeren Posten meinen Mann gestanden!«

Die Frau heulte auf.

»Wie jeder sein Vergnügen findet, ist seine Sache. Halte dich auf alle Fälle nicht zu lange damit auf. Wir müssen noch die Beute einsammeln.«

Gunter ging nach draußen und lief zur Scheune. Als er ankam, sah er eine Szene, die ihm zwar bekannt vorkam, die aber deshalb nicht weniger aufreizend wirkte.

Die Schwangere kniete auf dem Boden und flehte Wolfgang an.

»Tut dem Mädchen nichts an! Es ist erst zwölf Jahre alt und Jungfrau! Nehmt mich, seid barmherzig!«

»Du bist zu wenig Weib für alle. Und der Mann, der die Kleine dann später nimmt, wird bestimmt zufrieden sein: Wir sorgen dafür, dass er sie besser genießen kann.«

Und er knöpfte sich die Beinkleider auf.

Einige Zeit später verließen die fünf Räuber den Bauernhof. An ihren Pferdesätteln hingen zwei Säcke voller geköpfter Hühner und Kaninchen. Hinter ihnen blieb eine Spur des Schreckens zurück: zwei tote Männer und drei geschändete Frauen. Das zwölfjährige Mädchen lag zusammengekrümmt auf dem Scheunenboden. Ihre Mutter tröstete sie. Sie streichelte ihr das mit Schmutz, Stroh und Blut verschmierte Haar.

Ermesenda von Carcassonne

Gerona, Mai 1052



Die Rufe, die durch die dicken Wände drangen, erfüllten den Raum mit Lärm. Ermesenda von Carcassonne – Herrin von Gerona, Witwe des Grafen Ramón Borrell von Barcelona und Gräfin aus eigenem Recht – war für ihre fürchterlichen Zornesausbrüche berüchtigt, die sie packten, wenn sich ihr jemand in den Weg stellte. Der riesige Roger de Toëny, der die Verteidigungsscharen befehligte, wirkte in ihrer Gegenwart eingeschüchtert wie ein kleiner Junge, den man ertappt, während er gerade einen Napf mit Himbeeren stiehlt.

»Dass Ihr mein Schwiegersohn seid, erlaubt Euch nicht, Gewalttaten zu begehen, sondern es verpflichtet Euch ganz im Gegenteil, ein gutes Beispiel zu geben. Eure Trägheit scheint stattdessen die Frevel und Gräueltaten gutzubeheißen, die das Gesindel, das unter Eurem Befehl steht, tagtäglich begeht.«

Der Führer der normannischen Kompanien, die in der Umgebung der Hauptstadt kampierten, stand vor ihr und drückte den Helm an den Unterarm. Der Federbusch, der seinen Helm schmückte, wippte hin und her, was die innere Unruhe des Kriegers bekundete, denn er war es nicht gewöhnt, von irgendjemandem Strafpredigten hinzunehmen.

»Bedenkt, Herrin: Es fällt nicht leicht, Scharen von kampfgeübten Männern zu bändigen, die sich langweilen, sobald sie keinen Krieg führen, und die sich manchmal das Recht anmaßen, das, was sie wünschen, nach eigenem Gutdünken zu nehmen. Es ist schon einige Zeit her, dass man die letzte Beute verteilt hat, und die Untätigkeit beruhigt sie nicht, sondern stachelt sie immer weiter an.«

»Wollt Ihr mir sagen, dass ihnen der Krieg lieber als das bequeme

und gute Leben ist, das sie in meinen Ländern führen?«, fragte die Gräfin schreiend.

»Herrin, bemüht Euch zu verstehen: Sie sind Krieger ... Welche Beschäftigung gefällt ihnen wohl besser als die, die sie gewählt haben?«, erklärte Roger de Toëny und versuchte so, die ergrimte Dame zu besänftigen.

»Für die Aufgabe, sie zu beschäftigen, seid Ihr verantwortlich. Ihr könnt ihnen Gaukler, Schlangenbeschwörer oder Seiltänzer bieten, aber Ihr sollt wissen, dass ich keine weiteren Vorfälle wie den von neulich abends dulde. Diese Horde von Wilden sollte meine Untertanen beschützen ... Stattdessen werden sie gezwungen, ihren Besitz hinter Schloss und Riegel zu verwahren und ihre Frauen zu Hause einzusperren!«

»Ich verstehe Eure Gefühle, aber ich kann schwerlich voraussehen, dass ein paar volltrunkene, von der Untätigkeit getriebene Männer, die keine Frauen haben, hin und wieder einen Schelmenstreich begehen.«

»Ihr wagt es, das einen Schelmenstreich zu nennen, wenn man einen Mann mit der Armbrust zu Boden streckt, einen zweiten totprügelt und die Frauen schändet, die in dem Bauerngut wohnten, von denen übrigens eine erst zwölf Jahre alt war? Haltet es für gewiss: Wenn Ihr nicht fähig seid, diese üblen Schurken in Schach zu halten, muss *ich* es tun ... Und wahrhaftig, ich werde nicht zögern, es zu tun!«

Der Normanne blieb in abwartender Haltung stehen.

»Ich sage Euch, was Ihr tun werdet«, sprach die Gräfin weiter. »Ihr stellt fest, wer diese ruhmreiche Heldentat auf dem Kerbholz hat, und wenn Ihr die Schuldigen entdeckt, hängt Ihr sie an den Galgen, den Ihr auf dem Waffenplatz in Anwesenheit der ganzen Truppe aufstellt, um Tollkühne abzuschrecken und Aufrührer zu warnen.«

Auf Roger de Toëny's Lippen zeichnete sich ein schiefes Lächeln ab.

»Sagt mir, Herrin: Glaubt Ihr wirklich, dass einer meiner Männer einen Waffenkameraden verrät?«

»Haltet Ihr mich etwa für blöd? Mir ist es völlig gleich, ob sie es tun oder nicht! Wenn die Schuldigen nicht auftauchen, hängt Ihr zwei von den angesehensten Männern auf, und die Sache ist erledigt. Ich will Euch die Wahrheit sagen: Mir ist es sogar lieber, wenn sie schweigen. So erfahren alle, dass niemandem der Kopf sicher auf den Schultern sitzt. Ich erwarte, dass es keine weiteren bedauerlichen Vorfälle gibt, andernfalls werdet Ihr schon sehen, wie schnell die Namen der Frevler ans Tageslicht kommen.«

»Aber, Herrin«, protestierte der Normanne, »dann büßen Gerechte für Sünder.«

»Sagt mir doch, wenn Ihr es so genau nehmt, welche Schuld meine misshandelten Untertanen hatten. Wenn Ihr Euch vor Euren Hauptleuten rechtfertigen müsst, schreibt Ihr die Sache einem ... ›Schelmenstreich‹ der alten Gräfin zu.«

Beide verharrten in einem vielsagenden Schweigen. Der Krieger gewann seine würdige Haltung zurück. Er richtete seinen riesigen Körper hoch auf, und nach einer leichten Verbeugung verließ er den Raum mit langen Schritten. Hinter ihm erklang die Stimme der alten Ermesenda.

»Was Euch betrifft, so tötet Ihr besser daran, manchmal das Bett Estefanías aufzusuchen, anstatt Eure Nächte mit Ausschweifungen, Wein und Würfeln zu vergeuden. Meine Tochter ist dumm, weil sie so gut ist ... Ihr hättet auf mich stoßen sollen!«

Roger de Toëny konnte sich nicht bezwingen, und bevor er die Flügel der Eingangstür aufstieß, drehte er sich schnell auf dem Absatz um und ließ vom Ende des Saals seine mächtige Stimme ertönen, die an den Wänden widerhallte.

»Eher sterbe ich, Herrin! Eher sterbe ich!«

Und er verließ den Raum und schlug die Tür hinter sich zu.

Als die alte Gräfin allein blieb, nahm sie ihr Stundenbuch, das die geübten Finger eines Mönchs mit Miniaturen illuminiert hatten. Es war ein Geschenk ihres Bruders Pere Roger, des Bischofs von Gerona. Nun wollte sie sich der Lektüre widmen. Ein vergebliches Bemühen: Ihr Geist beschäftigte sich unaufhörlich mit den vielfältigen Episoden ihres turbulenten Lebens und erlaubte ihr nicht, ihre Gedanken zu sammeln. Sie erhob sich von ihrem Sitz und lief zu einem kleinen Schreischrank, der einen Winkel des Raums ausfüllte. Sie nahm ein Fläschchen heraus und schenkte sich einen großzügigen Schluck Kirschwasser ein. Sie selbst hatte es in einem Zimmerchen destilliert, das sich in der Nähe des Weinkellers befand und mit Brennkolben und Phiolen ausgestattet war. Dann machte sie es sich an einem großen zweiteiligen Fächerfenster bequem. Sie setzte sich auf einen faltstuhlförmigen Stuhl aus mit Intarsien verziertem Edelholz und elegantem gepunztem Leder. Sie ließ ihren Gedanken freien Lauf. Sie war entschlossen, die Rechte ihres Gemahls Ramón Borrell auf die Grafschaften Gerona und Osona, die sie als Brautsteuer erhalten hatte, um jeden Preis zu verteidigen.

Man schrieb das Jahr des Heils 992. Die barcelonische Abordnung, die Ramón Borrell nach Carcassonne begleitete, war eindrucksvoll. Die berittenen Edelleute eskortierten die mit Blumengirlanden geschmückten Wagen, in denen die Damen reisten. Aufsehen erregte das Pferdegeschirr mit den glänzenden Metallringen und dem blank geputzten ledernen Zaumzeug, und man bestaunte auch die weißen Zelter der Geistlichen. Die Lanzenspitzen der Soldaten sahen aus, als wären sie aus reinem Silber. Die Pauken und Trompeten dröhnten ohrenbetäubend: Die Paukenschläger gaben den Takt an, die Trompeten schmetterten ihre Akkorde in die Lüfte, und dazu flatterten ihre Fähnchen. Die Pracht und Anmut dieses Zugs konnte mit dem jedes Monarchen der Erde wetteifern. Das einfache Volk, das in dichten Reihen von der Straße und den Fenstern aus zuschaute, schwenkte Palmzweige, applaudierte bewundernd und streute eine Kaskade von Rosenblättern aus, wenn der Zug vorüberkam. Der rothaarige Herr, der die majestätische Kolonne führte, wollte die junge Gräfin dieses Volks ehelichen, und der Tag sollte in die Annalen Carcassonnes eingehen.

Es schien Ermesenda, als wirkte die Hauptkirche an diesem Tag wehevoller denn je. Der Adel drängte sich auf den geschmückten Bänken, während das Volk an den Häusern zusammenströmte und sehen wollte, wie seine junge Gräfin vorbeikam. Als sie am Arm ihres Vaters die Schwelle des Gotteshauses überschritt und die Orgelklänge hörte, kam es ihr so vor, als stürzte ihr der Himmel auf den Kopf. Durch den dichten Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, konnte sie den stattlichen hohen Herrn mit den langen roten Haaren beobachten, ohne selbst beobachtet zu werden. Er trug eine fürstliche Rüstung, an deren Brustharnisch eine prächtige Goldkette funkelte. Von ihr hing eine Korallenkamee herab, die ein Wildschwein darstellte. In fester Haltung erwartete er sie vor dem Altar. Für einen Moment glaubte sie, wieder das kleine Mädchen zu sein, das in seinem Bett von Augenblicken wie diesem geträumt hatte. Ermesenda erreichte ihn. Ihr Vater löste sie von seinem Arm und begab sich zu einer Seite des Chorraums. Nach einer Verbeugung stellte sich Ramón Borrell links von ihr auf. Plötzlich verstummten die wohlklingenden Musikakkorde, und eindrucksvolle Stille breitete sich in der Kirche aus.

Ermesenda erinnerte sich an sämtliche Einzelheiten der Zeremonie. Zwei Bischöfe leiteten den Gottesdienst: der von Béziers und der von Barcelona. Dazu kamen noch der Dekan von Carcassonne und eine Siebenergruppe angesehener Geistlicher von beiden Pyrenäenseiten. Sie

waren mit weißen Messgewändern und goldbestickten Mänteln herausgeputzt und dienten als einfache Messgehilfen. Der Höhepunkt wurde nach römischem Ritus zelebriert: Ein Ministrant gab ihr zu verstehen, sie solle die Hände zu einer Schale formen, und dann legte Ramón Borrell das silberne Brautgeld hinein, dessen symbolische Bedeutung sie so gut kannte. Alles ging ganz schnell vor sich. Sie nahmen ihre linke schneeweiße Hand, die aus dem eng anliegenden Ärmelaufschlag ihres Kleids zaghaft hervorsah. Während ihr Ramón Borrell den Trauring an den Finger steckte, hörte sie seine Worte:

»*Ego Raimundus Borrellius comes civitatis Barcinonensis, accepto te Ermesenda sicut uxor mea et promisso cavere te, omni periculos, respetare et cautelare vos a malo et essere fidelis in salute et malaltia usque tandem Deus Dominus nostro cridi me al seu costat at finem dels meus dies.*«

Obwohl sich in diesem Moment ihr weiteres Schicksal entschied, nahm Ermesendas Geist die Fülle schöner und hochtönender Worte auf, die sie nicht kannte, die sich jedoch mit dem Latein vermischt und in ihrem Kopf nachhallten. Dann steckte sie auch ihm den Ring an. Die Musik erklang aufs Neue. Die Glocken stimmten ein unvergleichliches Geläut an, dessen feierlicher Rhythmus die Musik begleitete, bis Ermesenda zusammen mit ihrem Gemahl durch das Fallgatter der Burg von Carcassonne gefahren war; dann dämpften die dicken Mauern das Getöse.

Sie stieg aus dem Wagen. Während die Gäste eintrafen, wurde sie in aller Eile zu ihren Gemächern geführt, wo ihre Kinderfrau und eine Heerschar von Damen und Dienerinnen auf sie wartete. Sie zogen ihr das prächtige Kleid aus, das sie während der Zeremonie getragen hatte. Man parfümierte sie, und nachdem man sie gekämmt und ihre Haube durch ein Perlendiadem – früher gehörte es zum Besitz ihrer Großmutter – ersetzt hatte, bekleidete man sie mit einem malvenfarbigen Bliaud, dessen v-förmiger Halsausschnitt den Ansatz ihrer Brüste zeigte und dessen Ärmel ihre Arme wie Schmetterlingsflügel umspielten. Dann legte man ihr einen goldenen Gürtel um, der an ihren Hüften eng anlag, um ihre Körperrundungen zu betonen. Als sich die junge Frau in ihrem polierten Bronzespiegel betrachtete, hatte sie den Eindruck, splitternackt zu sein.

»Amme, soll ich mich so meinen Gästen vorstellen?«

»Genau so, mein Mädchen«, bestätigte die Kinderfrau in liebevollem Ton.

»Aber ich fühle mich wie nackt ...«, protestierte die junge Frau.

»Eine verheiratete Dame soll etwas verheißen, ohne es zu gewähren, etwas anregen, ohne es preiszugeben. Euer Gemahl soll Euch als Frau sehen, nicht als Mädchen. Sonst wüsste er heute Nacht nicht, wie er Euch behandeln soll.«

»Was geschieht heute Nacht mit mir, Amme?«

»Was die Natur vorschreibt. Seid unbesorgt: Wenn mich meine innere Stimme nicht täuscht, bekommt Ihr einen guten Lehrer.«

Ermesenda sah sie hilflos an.

»Aber, Amme ...«

»Lasst Euch führen, mein Kind. Die Schafe vertrauen dem Hirten und fragen nicht. Nur zu, legt Euch das an.«

Die Kinderfrau reichte ihr ein blaues Strumpfband.

»Was gebt Ihr mir da?«

»Fragt nicht so viel: Bringt es an Eurem Strumpf an, ohne dass Euch diese zudringlichen Weiber dabei zusehen.« Dabei zeigte sie auf die drei Damen, die sich die Zeit vertrieben, indem sie das Zimmer aufräumten. »In meiner Heimat, der Cerdanya, heißt es, dass so etwas Glück bringt. Hier sagt man gewiss, dass es Hexerei ist.«

Ermesenda blickte ihr in die Augen, zog schnell einen Schuh aus, legte sich das Strumpfband um den Oberschenkel und machte es fest. Dann zupfte sie das Hemdgewand, den Unterrock und schließlich den Rock nach unten.

»Wenn Ihr mir sagtet, dass ich mich in den Fluss stürzen sollte, ich würde es tun. Ich liebe Euch von ganzem Herzen, Amme! Wenn ich Euch nicht nach Barcelona mitnehmen könnte, hätte ich nicht geheiratet. Ohne Euch fühle ich mich verloren wie ein kleines Mädchen im Wald ...«

In Ermesendas Erinnerung überlagerten sich nun die Bilder zu einem Labyrinth, das sie verwirrte und das sie immer noch ängstigte, obwohl so viel Zeit vergangen war.

Der Festsaal, in dem die Gäste beider Höfe zusammengekommen waren, bot einen faszinierenden Anblick. Der riesige Tisch reichte bis an beide Saalenden. Er war mit auserlesenen Speisen beladen. Dazwischen standen dicke Kandelaber, die die edlen Gerichte beleuchteten. Von gewaltigen Suppenterrinen stiegen köstliche Wohlgerüche auf, auf riesigen Platten lagen Hirsche, deren Körper beinahe vollständig auf Bratspießen steckten, und Fische, die man von den nahen Küsten des Mittelmeers hergebracht und in Eis frisch gehalten hatte. Daneben stan-

den unendlich viele Gläser, die mit den vielfältigsten und berühmtesten Weinen der Region angefüllt werden sollten. Genau an der Tischmitte befanden sich vier königliche Ehrensessel. Dort sollten ihre Eltern, Roger I. und Adelaida von Gavaldà, und die ihres Gatten, Borrell II. und Letgarda von Rouergue, Platz nehmen. Seitlich davon standen zwei kleinere Stühle: der ihres Gemahls neben dem ihrer Mutter und ihr eigener neben ihrem neuen Schwiegervater. Als sie eintraten, stimmten die Musiker auf der Tribüne ein heiteres Lied an. Die Grafen nahmen die Ehrensitze ein, und die Gäste suchten die ihnen zugewiesenen Plätze auf, wobei sie ein strenges Protokoll beachteten, das von ihrem Rang und Verwandtschaftsgrad abhing.

Ermesenda erinnerte sich, dass sie am Beginn des Festmahls nicht einmal gewagt hatte, ihre Gäste anzublicken. Jetzt – erst jetzt – ordneten sich ihre Erinnerungen allmählich, und die Schlusszenen dieser einzigartigen Abendgesellschaft traten deutlich hervor. Die dem Paar gewidmeten Trinksprüche und Huldigungen wechselten einander ab, die Musik wurde lauter. Während des ganzen Abends konnte sie ihrem Gatten kaum einen Blick zuwerfen, sodass sie ihn nur flüchtig betrachtet hatte, als schon einige Damen kamen, um sie abzuholen und auf die Hochzeitsnacht vorzubereiten. Das Gelächter, der Lärm und Trubel waren so lebhaft, dass sie über die Grenzen des Saals hinaus erschallten. Die geschäftigen Diener liefen ständig hin und her, und außer ihrer Mutter, mit der sie einen innigen Blick wechselte, schien niemand zu bemerken, dass sie sich zurückzog. Vier Ehrendamen erwarteten sie am Eingang der Hochzeitskammer. Die Türen gingen auf, und Ermesenda befand sich an dem Ort, an dem sie die wichtigste Handlung ihres bisherigen Lebens vollziehen würde. Die Deckentäfelungen, die Wandteppiche, die alle Öffnungen bedeckten und verschlossen, um jeden möglichen und indiskreten Blick zu verhindern, die dicken Vorhänge, die das riesige Brautbett verbargen und die sie ganz genau kannte, weil sie hier als Kind mit ihrem Bruder Pere umhergestreunt war. Aus diesem Grund hatten sie der Kammer den Namen »Barkenzimmer« gegeben: eine geräumige, wie ein Schiff aussehende Lagerstatt mit einem Betthimmel. Das Bett schwebte auf vier dicken, vergoldeten Säulen, und man musste auf einer kleinen Trittleiter hochsteigen.

Ihre umsichtige Amme wartete bei der dampfenden Badewanne, denn sie wusste ja genau, wie bedeutsam diese Nacht im Leben ihrer Pflegetochter sein würde. Ermesenda spürte, dass mehrere Frauenhände

sie entkleideten, bis sie ganz nackt dastand. Man setzte sie in die Badewanne, rieb sie danach trocken und salbte sie mit Ölen und Parfümen aus fremden Ländern, um ihre Haut von dem Dunst und den Gerüchen der Festspeisen zu befreien. Schließlich zogen sich die Damen zurück, und sie blieb mit ihrer Kinderfrau Brunilda allein. Diese steckte Ermesendas Haare mit Schildpattkämmen hoch und zog ihr behutsam ein kostbar besticktes Nachthemd über den Kopf. Gleich danach führte sie Ermesenda vor einen Spiegel, ein Geschenk ihres Gatten, das katalanische Kaufleute aus muslimischen Ländern mitgebracht hatten. Er bestand aus einer einzigen polierten Metallfläche, die ihren ganzen Körper zeigte. Ermesenda entdeckte einen senkrechten Schlitz, der auf beiden Seiten mit Borten verziert war und ihr Nachthemd gerade an ihrem Geschlecht öffnete. Auf ihren fragenden Blick antwortete die Amme: »Es ist gut, wenn sich die Braut in der ersten Nacht züchtig aufführt. Die Öffnung erlaubt es Eurem Gemahl, bei Euch zu liegen, ohne Euch zu kränken. Vergesst nicht, dass Euch die Ehre Carcassonnes anvertraut ist. Nur eine Konkubine würde sich nackt zur Schau stellen.«

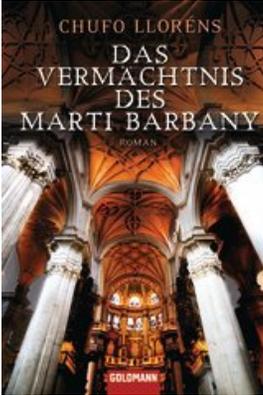
»Eine höchst sonderbare Stelle meines Körpers, der Carcassonne seine Ehre anvertraut hat, Amme.«

»So ist es nun einmal, Mädchen. Ich habe nichts erfunden. Alles ist, wie es sein soll. Nun steigt ins Bett und wartet. Ich muss mich zurückziehen. Und ... vergesst nicht: Was jetzt Schmerz sein kann, wird morgen zur Lust.«

Ermesenda küsste ihre Kinderfrau und umarmte sie innig. Dann stieg sie auf der Trittleiter zu ihrem persönlichen Tabernakel empor. Die gute Frau verschwand, nachdem sie alle Kandelaber gelöscht hatte. Sie ließ nur die Leuchte brennen, die ein Bild der Heiligen Jungfrau erhellte. Das Mädchen blieb im Halbdunkel allein. Ängstlich und angespannt wartete es im Brautbett auf die Ankunft des Gemahls.

Ermesendas Erinnerungen waren mit dem unvergänglichen Duft weit zurückliegender Zeiten durchtränkt. Ihr Geist schweifte umher und beschwor den Tag herauf, an dem ihr die Mutter zum ersten Mal von dem Mann erzählte, der ihr Gemahl werden sollte.

»Der Mann, dem du bestimmt bist, ist Graf Ramón Borrell von Barcelona, dessen Geschlecht einen gemeinsamen Ursprung mit dem unsrigen hat, weil es auf den Grafen Bello I. von Carcassonne und Barcelona zurückgeht. Wie du gewiss verstehst, hat das nichts mit den fränkischen Emporkömmlingen aus dem Norden zu tun, denn unser gesegnetes



Chufi Lloréns

Das Vermächtnis des Martí Barbany

Roman

Taschenbuch, Klappenbroschur, 704 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

8 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-47549-0

Goldmann

Erscheinungstermin: Juni 2011

Barcelona im Mittelalter: Liebe, Macht und Ränkespiele

Martí Barbany ist gerade achtzehn geworden, als er im Jahr 1052 zum ersten Mal vor den Toren Barcelonas steht. Hier möchte er ein neues Leben beginnen. In der verheißungsvollen Stadt begegnet ihm schon nach wenigen Tagen seine große Liebe. Doch erst nach harten Bewährungsproben, gefährlichen Handelsreisen, schweren Schicksalsschlägen, aber auch großen unternehmerischen Erfolgen kann er sein Glück finden. Und er wird der Stadt ein einzigartiges Vermächtnis hinterlassen.